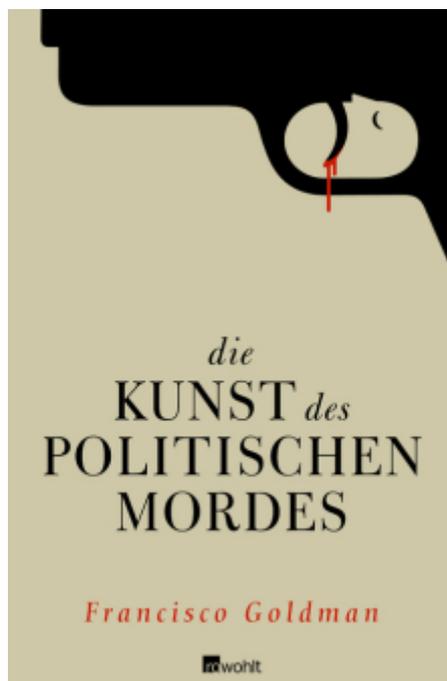


Leseprobe aus:

**Francisco Goldman**

# Die Kunst des politischen Mordes



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Am Sonntagnachmittag, nur wenige Stunden bevor Bischof Juan Gerardi Conedera in der Garage des Pfarrhauses von San Sebastián im alten Zentrum von Guatemala-Stadt erschlagen wurde, saß er mit einem Scotch bei einem Freund im Garten und erzählte Geschichten. Bischof Gerardi war berühmt für seine lustigen, zuweilen auch derben Anekdoten. Er galt als *chistoso* oder Witzbold. «Wer mit ihm zu tun hatte, bekam sein ganzes Repertoire an Witzen zu hören», erklärte sein Stellvertreter, Pater Mario Orantes Nájera, den ermittelnden Beamten zwei Tage später. «Ich wünschte, Sie hätten ihn gekannt.» Guatemalteken bewundern Menschen, die *chistes* erzählen können. Ein guter *chiste* kann auch ein Schutz vor Angst, Verzweiflung und Einsamkeit sein, wenn man sich nicht traut, direkt zu sagen, was man denkt.

Von jeher sind Guatemalteken für ihre Zurückhaltung, Verslossenheit, ja, Düsterei bekannt. «Menschen, verwaister als Berge» schrieb Wallace Stevens in einem Gedicht, «fremd, ausdruckslos, grün und ganz Guatemala». Zwei streng zeremonielle, für Wahnvorstellungen anfällige Kulturen, der spanische Katholizismus und das Heidentum der Maya, haben in Jahrhunderten von Grausamkeit und Isolation den nationalen Charakter des Landes geprägt. Während der Blütezeit des spanischen Reiches legten kaum Schiffe an den Küsten von Guatemala an, da das Land im Vergleich mit den Gold- und Silberschatzen in Mexiko und Südamerika wenig Beute verhieß. 1885 be-

schrieb der im politischen Exil lebende nicaraguanische Schriftsteller Enrique Guzmán das Land als einen widerwärtigen, korrupten Polizeistaat mit so vielen Spitzeln, dass «sogar die Betrunkenen schweigen», eine Beobachtung, die immer wieder gern zitiert wurde, weil der Zustand durch alle Regierungen hindurch erhalten blieb und bis heute fort dauert.

Bischof Gerardi war trotz seiner fünfundsiebzig Jahre ein stattlicher, immer noch kräftiger Mann, über eins achtzig groß und hundertzwanzig Kilo schwer. Er hatte eine breite Brust und einen geraden Rücken, eine markante rote Nase und dichtes graues Haar. Nach seiner Ermordung erinnerten sich seine Freunde nicht nur an seinen Sinn für Humor und seine Vorliebe für Alkohol, sondern auch an seine unersättliche Leselust, seine nüchterne Intelligenz und einen fast hellseherischen Einblick in die notorisch verworrene, korrupte Politik Guatemalas, die ihn zu einem unverzichtbaren Berater seines weit weniger weltläufigen Vorgesetzten, Erzbischof Próspero Penados del Barrio, machten. 1983, kurz nach seiner Ernennung zum Erzbischof, hatte er Bischof Gerardi aus dem politischen Exil in Costa Rica zurückgeholt. Als Gründer und Leiter des Menschenrechtsbüros der Erzdiözese von Guatemala, kurz ODHA (Oficina de Derechos Humanos del Arzobispado de Guatemala) genannt, wurde Bischof Gerardi zu einem der bedeutendsten und in der Öffentlichkeit bekanntesten Wortführer der katholischen Kirche in Guatemala.

Mit dem Treffen im Garten am letzten Nachmittag in Bischof Gerardis Leben sollte die Fertigstellung von *Guatemala: Nie wieder!* gefeiert werden, des vierbändigen, vierzehnhundert Seiten starken Schlussberichts der Untersuchung über die «Verschwundenen», über Massaker,

Morde, Folter und die systematische Gewalt, der die Bevölkerung in Guatemala seit Beginn der sechziger Jahre ausgesetzt gewesen war. In diesen Jahrzehnten hatten zuerst rechtsgerichtete Militärdiktaturen und danach vom Militär beherrschte Zivilregierungen einen Krieg gegen linke Guerillagruppen geführt. Annähernd zweihunderttausend Zivilisten waren im Verlauf des Konflikts zu Tode gekommen, der im Dezember 1996 mit der Unterzeichnung eines von den Vereinten Nationen überwachten Friedensabkommens offiziell beigelegt worden war. Die guatemaltekeische Armee hatte keine Mühe gehabt, den Krieg auf dem Schlachtfeld zu gewinnen, allerdings war ein Friedensschluss mit den Guerillagruppen politisch und wirtschaftlich unumgänglich geworden. Immerhin konnte die Armee viele Bedingungen des Friedensvertrages diktieren und fädelte für sich und die unterlegenen Guerillaorganisationen eine umfassende Amnestie ein, die sie vor Strafverfolgung wegen begangener Kriegsverbrechen schützte. Diese *«piñata von Generalpardons»* markierte den unheilvollen Beginn einer Ära, die angeblich auf demokratische Werte wie Rechtsstaatlichkeit und gleiches Recht für alle sowie auf die Entmilitarisierung der Gesellschaft aufbauen wollte.

Der Friedensvertrag sah eine durch die UN gesponserte Wahrheitskommission vor – die «Kommission zur historischen Aufklärung» –, mit der Aufgabe, die Verbrechen der Vergangenheit zu dokumentieren. Trotzdem bezweifelten viele Menschenrechtsaktivisten, die an den Friedensverhandlungen teilgenommen hatten, darunter auch Bischof Gerardi, dass die UN-Kommission in der Lage wäre, die Ereignisse grundlegend zu dokumentieren. Die Kommission durfte weder diejenigen, die sich der Verletzung von Menschenrechten schuldig gemacht hatten, namentlich

benennen noch die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen. Aussagen vor der Kommission durften für spätere Anklagen nicht verwendet werden. Als Gegenstück hatte das ODHA unter Gerardis Leitung ein paralleles, unterstützendes Projekt namens «Wiedererlangung der historischen Erinnerung», bekannt als REMHI (Recuperación de la Memoria Histórica) ins Leben gerufen, das im April 1998 den Bericht *Guatemala: Nie wieder!* veröffentlichte. Bischof Gerardi hatte die Einleitung geschrieben.

Am Mittwoch, dem 22. April, gaben Bischof Gerardi, der dreiunddreißigjährige Anwalt und geschäftsführende Leiter des ODHA, Ronalth Ochaeta, und der sechsunddreißigjährige REMHI-Koordinator Edgar Gutiérrez eine Pressekonferenz zum Erscheinen des Berichts. Als ein Journalist sie fragte, welche Vorsichtsmaßnahmen sie getroffen hätten, reichte Gerardi das Mikrofon an Gutiérrez weiter, drehte sich zu Ochaeta um und flüsterte ihm zu: «*Qué vaina*», was sich nicht exakt übersetzen lässt, in diesem Kontext aber so viel wie «Verdammt!» heißt. Kurz nach Gerardis Ermordung sah Ochaeta ein Zeitungsfoto, auf dem der unmittelbar folgende Augenblick festgehalten worden war. Der Bischof hatte sich mit einem Ausdruck finsterer Besorgnis zurückgelehnt.

Am nächsten Abend, Donnerstag, dem 23. April, luden Bischof Gerardi und seine Mitarbeiter Journalisten und einflussreiche Persönlichkeiten zu einem Abendessen in den Palast des Erzbischofs ein. An diesem Abend wurden Kopien der ersten beiden Bände des Berichts – «Individuelle Folgen der Gewalt» und «Die Strategie des Terrors» – verteilt. Während des Essens erläuterte Bischof Gerardi die Vorgehensweise von REMHI, anschließend beantwortete er Fragen. Über einen Zeitraum von zwei Jahren, so erzählte er, habe man etwa achthundert Personen einer in-

tensiven Schulung unterzogen, um Interviews durchzuführen und Zeugenaussagen für die Untersuchung zu dokumentieren. Von dreizehn regionalen Zentren aus seien die «Moderatoren der Versöhnung» über das ganze Land ausgeschwärmt. Guatemalas Bevölkerung besteht zu mindestens sechzig Prozent aus Maya, und an ihnen waren im Krieg die meisten Massaker begangen worden. Weit mehr als die Hälfte der Interviews für den Bericht wurde in fünfzehn verschiedenen Maya-Dialekten geführt, der Rest auf Spanisch.

Am Freitag, dem 24. April, wurde *Guatemala: Nie wieder!* auch in der Kathedrale offiziell vorgestellt. Das riesige Gotteshaus – ein trutziges, von Erdbeben gezeichnetes, hundertfünfzig Jahre altes Gebäude im streng neoklassizistischen Stil – platzte aus allen Nähten: Diplomaten, Politiker, Mitglieder von Nichtregierungsorganisationen, ehemalige Guerillakämpfer, Journalisten, Menschenrechtsaktivisten und andere waren erschienen. Das einzige nicht anwesende Gremium war das der Regierung des Präsidenten von Guatemala, Álvaro Arzú Irigoyen, obwohl man gerade das eigentlich hätte erwarten dürfen.

In den Gängen der Seitenschiffe hatte man Bildschirme aufgestellt, damit die Menschen, die dort standen oder saßen, die Zeremonie am Altar verfolgen konnten. Ungeachtet der Schonungslosigkeit des Berichts herrschte im Stillen eine euphorische Stimmung. Viele sahen Guatemala am Beginn einer neuen Ära. Nur zwölf Tage zuvor hatte Präsident Arzú im staatlichen Fernsehen erklärt, man habe Guatemala von der Liste der Länder gestrichen, die für die weltweit schlimmsten Menschenrechtsverletzungen verantwortlich waren, einen Rang, den es seit neunzehn Jahren innegehabt hatte und der zu UN-Sanktionen, lästigen Beobachtermissionen und dem periodischen Aus-

setzen der Militärhilfe seitens des amerikanischen Kongresses geführt hatte.

Der Friedensvertrag und die Streichung Guatemalas von der Liste geächteter Staaten hatten den Weg für die Wiederaufnahme ausländischer Hilfen und finanzieller Unterstützung geebnet. Und jetzt hatte die Kirche mit dem REMHI-Bericht eine wahrheitsgemäße Darstellung der Vergangenheit veröffentlicht – eine Darstellung, die, wie Bischof Gerardi oft betont hatte, ausschlaggebend war, um die Spaltung innerhalb der Gesellschaft zu kitten und dafür zu sorgen, dass Menschenrechtsverletzungen nicht länger durch eine offizielle Kultur des Schweigens und der Lüge oder durch ein Rechtssystem gedeckt würden, das gewissen Institutionen und Gesellschaftsschichten einen Freibrief für ihre Verbrechen ausstellte.

An diesem Abend waren die Bischöfe aus allen Diözesen, die am REMHI-Bericht mitgearbeitet hatten, am Altar versammelt. Auch ein evangelischer Pastor sollte sprechen. «Als wir mit dieser Aufgabe begannen, wollten wir die Wahrheit erfahren, um sie an andere weitergeben zu können», sagte Bischof Gerardi in seiner Rede. «Wir wollten die Geschichte des Leidens und des Todes rekonstruieren, um die Motive zu entdecken, das Wie und Warum zu verstehen, um das menschliche Drama darzustellen, den Schmerz zu teilen, die Pein von Tausenden von Toten, Verschwundenen und Gefolterten ... Der REMHI-Bericht ist wie eine Tür, die aufgestoßen wurde, damit die Menschen atmen, in Freiheit sprechen und eine Gesellschaft der Hoffnung aufbauen können. Frieden ist möglich, ein Frieden, der aus der Wahrheit erwächst.»

Nach der Feier gab es einen Empfang im erzbischöflichen Palast. Die Gäste und einige der sechshundert Freiwilligen, die an dem REMHI-Projekt mitgearbeitet hatten,

drängten sich in einem der alten, im Kolonialstil erbauten Innenhöfe um den traditionellen Imbiss aus *tamales* und Kaffee und beglückwünschten Bischof Gerardi. Wenig später fiel Gutiérrez auf, dass Gerardi sich zurückgezogen hatte, er stand im Schatten einer der Arkaden und beobachtete schweigend die Menschenmenge. Gutiérrez trat zu ihm und fragte ihn, ob er von den vielen Menschen überwältigt sei. Der Bischof antwortete ausweichend. «Der Abend war wunderschön. Hoffen wir, dass es nicht regnet.» Dann fragte er: «Und Sie, Edgar, haben Sie schon Vorbereitungen getroffen, um mit Ihrer Familie das Land zu verlassen und irgendwo ein Studium zu absolvieren, bis sich der Sturm gelegt hat?»

«Hat er sich denn noch nicht gelegt, Monseñor?», fragte Gutiérrez.

«Nun, er wird zunehmen, wenn sie den Bericht erst ganz gelesen haben.»

«Dann bleibt ja noch etwas Zeit, Monseñor», antwortete Gutiérrez mit einem Hauch gespielter Tapferkeit.

In den letzten Wochen und Tagen seines Lebens hatte Gerardi seine jungen Mitstreiter oft aufgefordert, Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Er hatte Ochaeta gedrängt, sich um ein Stipendium an einer europäischen Universität zu bewerben oder sich nach einer Stelle bei einer internationalen Organisation umzusehen. Um seine eigene Sicherheit schien er sich weniger Gedanken zu machen. Schließlich war Guatemala immer noch ein streng katholisches Land, obwohl eine große Zahl an Gläubigen in den letzten Jahrzehnten des Krieges zum Protestantismus konvertiert war. Wahrscheinlich dachte Gerardi, wie offenbar auch alle anderen in seiner Umgebung, dass er durch seinen Status als ranghoher und allseits bekannter Vertreter der katholischen Kirche geschützt war.

Sonntag, 26. April. Der letzte Tag im Leben von Bischof Gerardi begann wie alle anderen. Margarita López, seit über zwanzig Jahre Köchin und Haushälterin des Pfarrhauses, brachte ihm seinen morgendlichen Kaffee aufs Zimmer – stark, so wie er ihn mochte. Gerardi kleidete sich in seine Gewänder, streifte die schweren Bischofsringe über und las die Morgenmesse um sieben. Anschließend besuchten ihn sein Neffe Javier und dessen Kinder. Später erinnerte sich sein Stellvertreter, Pater Mario, wie versunken Gerardi die Kinder beobachtet hatte, als sie in seinem Zimmer Nintendo spielten. Pater Mario, damals vierunddreißig, unterstützte den Bischof seit acht Jahren bei den Pflichten in der Gemeinde, und er war auch einer der Ersten, denen auffiel, wie ungewöhnlich Gerardi an diesem Tag gekleidet war: Er trug Jeans und ein rotkariertes Hemd statt des üblichen schwarzen Anzugs mit dem weißen Priesterkragen.

Gegen elf holte Ochaeta den Bischof in San Sebastián ab, um ihn nach El Encinal zu bringen, ein Wohngebiet an einem bewaldeten Hang über Guatemala-Stadt, wo Dr. Julio Penados, Bruder des Erzbischofs, einen Empfang gab, um den REMHI-Bericht zu feiern. Zuerst jedoch fuhren sie zu Ochaetas Haus, um dessen Frau und Kinder abzuholen – die «Enkel des Bischofs», wie er gern sagte. Ochaeta, ein kleiner, gedrungener Mann mit einem engelhaften Mestizengesicht, arbeitete seit fast zehn Jahren für das ODHA, und es hieß, dass Gerardi ihn wie einen eigenen Sohn behandelte. Auf dem Weg zur Feier berichtete der Bischof aufgeregt über die Eindrücke vom Freitagabend und sagte: «Jetzt kann ich getrost in den Ruhestand gehen.»

Die Gäste dieser letzten Feier am Sonntag waren zumeist Kollegen aus dem ODHA und deren Familienangehörige. Viele erinnerten sich später, dass «Monse» – eine

Abkürzung für Monseñor – bester Laune gewesen war, und erwähnten seine ungewohnt lässige Kleidung.

Wenn Menschen, die dort waren, sich an diesen Nachmittag erinnern, nennen sie Einzelheiten, die im Nachhinein wie Vorboten wirkten. So erinnern sie sich, dass Bischof Gerardi irgendwann zu Ochaeta und Gutiérrez sagte: «Ihr beiden solltet euch nicht so oft zusammen zeigen. Sie werden sagen, dass ihr *huecos* seid» – im guatemaltekischen Slang Schwule. Als das Gelächter verebbte, sagte er, er meine es ernst. «Vergesst nicht, ab jetzt beginnt die Verleumdungskampagne.»

Sie erinnern sich, dass der REMHI-Bericht natürlich Hauptthema des Abends war. «Jetzt wissen wir, wie es passiert ist, aber noch nicht, wer die Befehle gab», erklärte Bischof Gerardi an einer Stelle. «Ich glaube, wir müssen ein weiteres kleines Projekt in Angriff nehmen», eine neue Untersuchung «über die geistigen Urheber» der Kriegsverbrechen. Er ließ die Worte sacken und kicherte dann boshaft. Worauf Gutiérrez antwortete: «Ay, Monseñor, wenn wir das tun, sind wir so gut wie tot.»

Sie erinnern sich auch, dass Gutiérrez' kleiner Sohn von einer Schaukel fiel. Sie bestand aus einem alten Autoreifen, der an einem Seil vom Baum hing. Seine Lippe war aufgeplatzt, und die anderen Kinder schrien: «Er blutet! Er blutet!» Anschließend, gegen halb fünf, löste sich die Feier allmählich auf. Gutiérrez' Schwiegermutter, die aus Mexiko zu Besuch war, schien von Bischof Gerardis Warnung derart verstört, dass sie noch am selben Nachmittag beschloss, ihre drei Enkelkinder nach Mexiko-Stadt mitzunehmen.

Ochaeta fuhr mit seiner Frau und seinen Kindern den Bischof zum Pfarrhaus neben der Kirche San Sebastián zurück. Sie liegt in einem Wohnviertel der Zona 1. (Gua-

temala-Stadt ist in nummerierte Zonen unterteilt, die oft mehrere Viertel – *colonias* oder *barrios* – mit eigenen Namen umfassen.) San Sebastián befand sich nur wenige Häuserblocks nördlich der Plaza Central, an der die Kathedrale und schräg gegenüber der frühere Nationalpalast lagen, der erst vor kurzem in «Palast der Kultur» umbenannt worden war, in der Vergangenheit Sitz unzähliger Diktaturen. Zwischen San Sebastián und dem Palast befand sich die Residenz des Präsidenten. Irgendwann zwischen halb und Viertel vor sechs kamen sie an der Kirche an. «Müssen Sie nicht die Messe lesen?», fragte Ochaeta. Der Bischof antwortete, Pater Mario würde ihn in der Sechs-Uhr-Messe vertreten. Anschließend sprachen sie noch kurz über eine Reise zu einer Konferenz in Mexiko, die Gerardi am Mittwoch machen sollte, und Ochaeta versicherte ihm, alles sei geregelt. Dann stieg der Bischof aus, drehte sich um, winkte noch einmal und betrat das Pfarrhaus.

Wenn Bischof Gerardi tatsächlich daran dachte, in den Ruhestand zu gehen – er hatte hin und wieder die Möglichkeit erwähnt, obwohl fast alle zu glauben scheinen, dass er zu viel Energie hatte, zu sehr an seiner Arbeit hing und eine viel zu wichtige Figur für Erzbischof Penados und die Kirche war, um es wirklich zu tun –, wäre die Fertigstellung des REMHI-Berichts ein logischer und triumphaler Schlusspunkt nach mehr als fünf Jahrzehnten im Dienst der Kirche gewesen. Als Sohn armer italienischer Einwanderer hatte sich Gerardi während der ersten zwanzig Jahre als Priester in ländlichen Gemeinden um die Bedürftigen gekümmert, zumeist Indigene, bis er nach Guatemala-Stadt versetzt worden war, wo er unter zwei

extrem konservativen und politisch einflussreichen Prälaten diente – Erzbischof Mariano Rossell und Kardinal Mario Casariego – und eine Zeitlang als Kanzler der Kurie. Seine Ernennung zum Bischof der nördlichen Diözese von Verapaz im Jahr 1967 fiel mit der Phase des Zweiten Vatikanischen Konzils (1965) und der lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellín (1968) zusammen, wegweisende Ereignisse, die zu einer Öffnung der Kirche führten und insbesondere auch dazu, dass sie sich fortan mehr um weltliche Belange und um die Bedürfnisse der Armen kümmerte.

Was manche für Aspekte einer radikal neuen Theologie hielten – etwa die Reform der Liturgie, um sie einer breiteren Masse zugänglich zu machen –, muss dem jungen Bischof Gerardi sehr vernünftig erschienen sein. Die Diözese Verapaz lag inmitten schroffer, wolkenverhangener Berge, subtropischer Regenwälder und fruchtbarer Hänge, an denen Kaffee angebaut wurde. Sie hatte lange Zeit die spirituellen Bedürfnisse einer kleinen Oligarchie von Plantagenbesitzern befriedigt, viele davon Nachfahren deutscher Einwanderer im neunzehnten Jahrhundert, auf Kosten der ländlichen Bevölkerung, die zumeist aus Q’eqchi-Maya-Indigenen bestand. Jahrhundertlang hatten die Q’eqchi, von denen viele nicht einmal Spanisch konnten, bei den seltenen Malen, dass in ihren abgelegenen Gemeinden katholische Messen gelesen wurden, diese auf Lateinisch gehört. Bischof Gerardi hielt seine Messen in der Sprache der Maya. Er ermunterte seine Priester, Q’eqchi zu lernen, schulte und förderte q’eqchisprachige Katechisten und andere Laienpriester. «Unsere Kirche steht vor einer gewaltigen Herausforderung angesichts des Zustands unseres indigenen Volkes», schrieb er 1973. «Wir sehen eine un-  
zweideutige Situation von Ausbeutung, Marginalisierung,

Analphabetismus, Seuchen, Armut und sogar Elend vor uns. All das offenbart den Zustand der Sünde. Im Licht unseres Glaubens betrachtet, fordert uns dieser Zustand der Ungerechtigkeit auf, zum Kern der christlichen Botschaft zurückzukehren und in uns selbst ein umfassendes Bewusstsein von dessen wahrer Bedeutung und Erfordernissen zu schaffen.»

Bei der Lektüre einiger Hirtenbriefe und anderer Schriften, die Gerardi in jenen späten Jahren verfasste, überraschte mich die Ausgewogenheit zwischen der traditionellen Seelsorge – die Suche nach dem Geheimnis der Erlösung am Beispiel Christi und dessen Verkündigung – und dem Engagement für die Armen. «Das Leid, das Christus in seinem mystischen Körper ertrug, sollte uns zu denken geben. Wenn wir die Armen aus unserem Leben verbannen, so ist das vielleicht gleichbedeutend mit einer Verbannung Christi aus unserem Leben.» Dieses «vielleicht» war typisch. Kein Mensch hat ihn je als dogmatisch bezeichnet.

1980 entkam Gerardi, der unterdessen zum Bischof der Quiché-Diözese in der am dichtesten bevölkerten Provinz ernannt worden war, einem Attentat. Um ein Haar wäre er der zweite innerhalb eines Jahres in Mittelamerika ermordete Bischof geworden. Ein weiterer mutiger und einflussreicher Prälat, der mit der Befreiungstheologie in Zusammenhang gebracht wurde, Oscar Romero, Erzbischof von El Salvador, war kurz zuvor von Killern ermordet worden, denen man Verbindungen zu El Salvadors herrschender rechtsradikaler ARENA-Partei nachsagte.

Damals wütete in Guatemala seit achtzehn Jahren der Bürgerkrieg mit unterschiedlichen Graden an Brutalität. Er war die Folge eines 1954 von der CIA geführten Staatsstreichs gegen Jacobo Arbenz, den erst zweiten demo-

kratisch gewählten Präsidenten in der Geschichte Guatemalas. Arbenz hatte eine Landreform eingeleitet, um die Ungerechtigkeit eines Systems zu lindern, das er in seiner Antrittsrede als «feudalistisch» angeprangert hatte. Privates Land, das nicht bewirtschaftet wurde – also längst nicht alles –, wurde enteignet und an landlose Bauern verteilt. Manche Ländereien gehörten dem größten Großgrundbesitzer des Landes, der United Fruit Company. Die Regierung Arbenz entschädigte die United Fruit Company, allerdings nur zu exakt jenem niedrigen Wert, die die Gesellschaft aus steuerlichen Gründen angegeben hatte.

United Fruit hatte aufgrund von persönlichen Beziehungen, vor allem durch die Brüder John Foster und Allen Dulles, beträchtlichen Einfluss auf die Eisenhower-Administration. Wie Stephen Schlesinger und Stephen Kinzer in ihrem Buch *Bitter Fruit* behaupten, das den Coup von 1954 und dessen Folgen untersucht, hatte John Foster Dulles, der amerikanische Außenminister, ein günstiges Abkommen für den Eisenbahntransport für die United Fruit Company in Guatemala ausgehandelt, als er Seniorpartner in der New Yorker Anwaltskanzlei Sullivan & Cromwell gewesen war. Allen Dulles, der United Fruits ebenfalls juristisch beraten hatte, war mittlerweile Direktor der CIA. Doch der Hauptgrund für die Intervention war die Angst der Vereinigten Staaten vor dem Kommunismus gewesen. Arbenz hatte die Kommunistische Partei 1952 legalisiert. (Sie war winzig und hatte nur einige hundert aktive Mitglieder, keines davon besonders einflussreich.) Zuerst missdeutete die Truman-Administration, anschließend auch die von Eisenhower, die politische Linie hinter den Aktivitäten der guatemaltekischen Regierung: Sie wollten partout nicht einsehen, dass Arbenz hauptsächlich Nationalist war, ohne nachgewiesene Verbindungen zu Mos-

kau. Also wurde im Kielwasser einer ähnlichen Operation im Iran, bei der Premierminister Mosaddeq gestürzt worden war, das erste verdeckte Regimewechsel-Programm der CIA in Lateinamerika in Gang gesetzt – unter dem Vorwand, die Sowjetunion sei unmittelbar davor, in Lateinamerika einen militärischen Brückenkopf zu errichten. Nach mehreren Monaten wirtschaftlicher Sabotage, psychologisch motivierter Störfeuer, Drohgebärden durch das US-Militär und einer kleinen Invasion durch eine von der CIA ausgebildete und bewaffnete Rebellengruppe gab Arbenz auf und bat in der mexikanischen Botschaft um politisches Asyl. Die Macht wurde einer extrem rechtsgerichteten Fraktion von Plantagenbesitzern und Politikern übergeben, die bald ihre eigenen paramilitärischen Todesschwadronen gründeten, sowie der guatemaltekischen Armee, die von den Vereinigten Staaten unterstützt wurde. Arbenz' Landreform wurde rückgängig gemacht und viele ihrer Nutznießer ermordet. Im Laufe der Zeit entwickelte sich die guatemaltekische Armee zu einer der brutalsten, korruptesten und kriminellsten militärischen Institutionen in der westlichen Hemisphäre.

Fünf Jahre nach Arbenz' Sturz entfachte die kubanische Revolution neue Ängste in der Region. Nach der misslungenen Revolte einer Handvoll Offiziere aus der Arbenz-Zeit im Jahr 1960 traf die Regierung Eisenhower die verhängnisvolle Entscheidung, die Nachrichtendienste der guatemaltekischen Armee aufzurüsten, und schuf dadurch einen Geheimapparat für Staatsterror und Verbrechen, über den sie selbst bald die Kontrolle verlieren sollte. Zwei junge Soldaten – Leutnant Yon Sosa und Luis Turcios, die in den Vereinigten Staaten eine militärische Eliteausbildung erhalten hatten – gingen ins Landesinnere, um einen Guerillakrieg gegen «Tyrannei und